

Vorwort

Was bedeutet »westlicher Marxismus«?

Der Begriff, dem dieses Werk den Titel verdankt, geht auf ein Buch zurück, mit dem 1976 ein englischer Philosoph, Marxist und aktiver (trotskistischer) Kommunist, den »westlichen Marxismus« auf-forderte, endlich seine vollständige Loslösung und Unabhängigkeit von jener Karikatur des Marxismus zu erklären, der in den offiziell sich sozialistisch und marxistisch nennenden Ländern im Osten gepflegt wird. Die Sowjetunion wurde dabei besonders ins Visier genommen. Nach seiner Meinung war dort, trotz der Revolution und der Lehre Lenins, der Marxismus inzwischen »eine Erinnerung an die Vergangenheit«; Stalin und die »Kollektivierung« hätten »jeglicher seriösen theoretischen Arbeit ein Ende« gesetzt. Nicht viel besser stehe »Volkschina« da: Es als »Alternativmodell« zu sehen, hie-ße, »die politische Fremdbestimmung des westlichen Marxismus« zu bekräftigen. Die Verurteilung traf auch die kommunistischen Parteien des Westens, die durch »absolute Treue den sowjetischen Positionen gegenüber« und folglich in der Tat als Parteien östlichen Typs oder das östliche Modell nachahmend charakterisiert seien.

Das war ein Vorwurf, der nicht einmal jene Partei verschonte, die mit Gramsci und Togliatti – unter Würdigung des universalen Wertes der Oktoberrevolution – beharrlich die tiefen politischen und kulturellen Unterschiede zwischen Ost und West und die Notwendigkeit der Herausbildung einer Theorie betonte, die einen na-

tionalen Weg zum Sozialismus begründet, der den Erfordernissen eines fest im Westen verankerten Landes entsprach. Der englische Philosoph war unerbittlich: »Die Intellektuellen (und, was das angeht, auch die Arbeiter), die in einer kommunistischen Massenpartei eingeschrieben waren, konnten sich, so sie nicht in die Leitungsgruppe gewählt waren, nicht die kleinste persönliche Meinung über die entscheidenden politischen Probleme erlauben«. Oder: »Gramsci wurde die offizielle ideologische Ikone des PCI: er wurde bei jeder Gelegenheit angerufen, aber seine Schriften wurden manipuliert und nicht beachtet« (1976, S. 59 u. 55). Auf welche Weise es den stumpfsinnigen Wächtern einer abstoßenden kulturellen Wüste gelang, erfahrene und beschlagene Intellektuelle in Massen anzuziehen, außerordentlichen Einfluss und Hegemonie in der italienischen Kultur auszuüben und großes Prestige auf internationaler Ebene zu genießen, das alles blieb ein Mysterium.

Perry Anderson war nicht der erste, der die zwischen dem westlichen und dem östlichen Marxismus entstandene Kluft wahrnahm. Ein wichtiger französischer Philosoph, Maurice Merleau-Ponty, der in den ersten Jahren des Kalten Kriegs schrieb, hatte beobachtet:

»Die revolutionäre Politik, die in der Sicht von 1917 die »liberale« Politik historisch ablösen musste, ist im Gegenteil – unter dem Druck schwieriger Probleme der Organisation, der Verteidigung und der Produktion – immer mehr zu einer Politik neuer Länder geworden, zum Mittel, von halbkolonialen Ökonomien (oder seit Jahrhunderten paralysierten Gesellschaften) zu modernen Produktionsformen überzugehen. Der dabei aufgebaute immense Apparat mit seinen Regeln und Privilegien schwächt im gleichen Moment, in dem er sich als effizient erweist, eine Industrie zu errichten oder ein noch jungfräuliches Proletariat in Arbeit zu bringen, die Position des Proletariats als führende Klasse und lässt das Geheimnis der Zivilisation, das das westliche Proletariat nach Marx in sich trug, ohne Erben zurück« (Merleau-Ponty 1955, S. 431).

Im Jahr zuvor war die mächtige und erfahrene Armee des kolonialen Frankreich bei Dien Bien Phu von der vietnamesischen Volksbewegung und der Armee des vietnamesischen Volkes unter Führung der Kommunistischen Partei krachend geschlagen worden. In ganz Asien war das Echo des strategischen Sieges des Antikolonialismus zu vernehmen, der zur Gründung der chinesischen Volksrepublik geführt hatte. Ja, der Kommunismus erwies sich als führende Kraft in den antikolonialen Revolutionen und, sobald die Macht errungen war, bei einer beschleunigten Entwicklung, deren die »halbkolonialen Ökonomien« dringend bedurften. Das waren nicht zu leugnende Ergebnisse und Erfolge, doch – fragte sich der französische Philosoph – was war mit dem Kommunismus, den das »westliche Proletariat« errichten sollte, zumindest in den Augen von Marx und des »westlichen« Marxismus« (Merleau-Ponty 1955, S. 238 ff)?

Hier begegnen wir zum ersten Mal dem Begriff »westlicher« Marxismus«. Dieser wurde jedoch nicht positiv dem östlichen gegenübergestellt. Wenn überhaupt, so nur im Rahmen einer umfassenden Kritik an Marx und am Kommunismus, war es gerade der »westliche« Marxismus, der das Hauptziel abgab. Waren die anfänglichen Hoffnungen auf eine radikal neue Gesellschaft und das »Absterben des Staates« erst zerstreut, drängte sich eine Schlussfolgerung auf: »Der Kommunismus liegt heute nah beim Progressismus«, und der Progressismus konnte die konkreten Bedingungen des Landes oder des Gebiets, in der die politische Aktion stattfand, nicht ignorieren. War Schluss gemacht mit der messianischen Perspektive einer totalen Erneuerung der Menschheit, musste man sich von Fall zu Fall orientieren: »Wo die Wahl besteht zwischen Hunger und dem kommunistischen Apparat, ist die Entscheidung [zugunsten des Letzteren] abgemacht«, und vielleicht war für den französischen Philosophen auch die Entscheidung abgemacht, wenn es zu wählen galt zwischen kolonialer Unterwerfung und antikolonialer (oft von Kommunisten geleiteter) Revolution. Der Westen aber bot ein ganz anderes Bild: War die kommunistische Revolution tatsäch-

lich notwendig und vorteilhaft, und was wären ihre konkreten Erfolge (Merleau-Ponty 1955, S. 430 u. 432)?

Diese Position hatte viele Schwachpunkte. Um sie schließlich besser bekämpfen zu können, betonte der französische Philosoph die messianische Tendenz, die bei Marx und Engels vorhanden war. Er berücksichtigte nicht, dass diese bald von der »Abschaffung des Staates« als solchem sprachen, bald von der »Abschaffung des Staates im gegenwärtigen politischen Sinn«; nur die erste Formulierung kann des Messianismus (und des Anarchismus) geziehen werden (Losurdo 2000, V, 1-2). Zweitens vermied es Merleau-Ponty, sich nach der möglichen Beziehung zwischen der Zerschlagung des Kolonialismus in all seinen Formen und dem Aufbau der postkapitalistischen Gesellschaft zu fragen. Drittens und vor allem: Können wir den antikolonialen Kampf als exklusives Problem des Ostens betrachten? Den Kampf gegen die koloniale und neokoloniale Unterwerfung zu unterstützen und gleichzeitig den Verantwortlichen für solche Politik die Absolution zu erteilen, wäre inakzeptabel. Und nicht nur aus ethischen Gründen. Es geht noch um mehr: Die beiden Weltkriege hatten gezeigt, dass der koloniale Expansionismus zu ruinösen innerimperialistischen Rivalitäten mit globalen Auswirkungen führte; das Feuer, das Hitler wenige Jahre zuvor mit dem Versuch, ein deutsches Kolonialreich in Osteuropa zu errichten, gelegt hatte, hatte schließlich den Westen und Deutschland selbst in Brand gesteckt.

Nun, da diese Kritik geäußert ist, kann dem französischen Philosophen das Verdienst zugutegehalten werden, als erster die objektiven politisch-sozialen Gründe identifiziert zu haben, die das Auseinanderdriften der beiden Marxismen vorantrieben. Im Osten und praktisch in allen Ländern, in denen die Kommunisten die Macht erobert hatten, war für die politische Führung das prioritäre Problem nicht, die »Abschaffung des Staatsapparats« voranzutreiben, sondern ein völlig anderes: Wie die Gefahr der kolonialen und neokolonialen Unterwerfung vermeiden und wie dann die Kluft zu den industriell weiter entwickelten Länder schließen?

Merleau-Ponty war weit davon entfernt, den östlichen Marxis-

mus im Namen des westlichen zu missbilligen. Will man einen Vorläufer für Andersons Einstellung finden, muss man in einer anderen Richtung suchen. Vor dem englischen und dem französischen Philosophen war es 1942 Max Horkheimer, der die Aufmerksamkeit auf die Wende im Lande der Oktoberrevolution lenkte: Die sowjetischen Kommunisten hatten die Perspektive der »Unterdrückung des Staates« hinter sich gelassen, um sich auf das Problem der beschleunigten Entwicklung des »industriell rückständigen Vaterlands« zu konzentrieren (vgl. unten, III, 7). Das war eine treffende Beobachtung, die leider wie eine verächtliche Verurteilung formuliert war. Die Wehrmacht stand vor den Toren Moskaus und es war grotesk, die Tatsache zu bedauern oder sich über sie zu empören, dass die sowjetischen Führer sich nicht damit beschäftigten, wie das Ideal des Absterbens des Staates zu realisieren sei (Hitler seinerseits hätte Bedauern und Empörung geteilt!). Der deutsche Philosoph verstand nicht, dass gerade das von ihm zur Anklage gebrachte Verhalten der Sowjetunion erlaubte, der kolonialen Unterwerfung und Sklaverei zu entrinnen, denen das Dritte Reich sie unterziehen wollte. Der verzweifelte Kampf, der im Osten geführt wurde, um schließlich einem Kolonialkrieg zur Vernichtung und Versklavung zu widerstehen, schien in den Augen eines Philosophen im Westen irrelevant, dem es bei Marx nicht um das Programm der revolutionären Transformation des Bestehenden ging, sondern nur um die Verfolgung des Ideals einer Gesellschaft, die keine Gegensätze und Konflikte kennt und die folglich keinen Staatsapparat braucht.

Mehr als ein Vierteljahrhundert später hat Horkheimer (1968b, S. 154 u. 160) erneut das Thema der Abschaffung des Staates aufgegriffen, diesmal aber nicht mit Bezug auf die Autoren des *Manifests*, sondern auf Schopenhauer. Während er im Übrigen einerseits Marx huldigte (»es ist der Moment gekommen, aus der marxistischen Lehre im Westen endlich einen der Hauptgegenstände der Erziehung zu machen«), drückte er auf der anderen Seite seinen Abscheu darüber aus, dass diese Lehre »in vielen östlichen Ländern als nützliche Ideologie fungiert, um den vom Westen in der industriellen Produktion

erreichten Vorsprung aufzuholen«. Die hier gerühmte »Marx'sche Lehre« hatte keinerlei Bezug zu dem Problem der Entwicklung der Produktivkräfte, das sich zum Beispiel Nordvietnam aufdrängte, das sich gegen eine barbarische Aggression wehren musste, die bereit war, auf chemische Waffen zurückzugreifen, und die dennoch von Horkheimer mit Nachsicht bedacht und sogar unterstützt wurde. Wie 1942 blickte die Utopie auch 1968 mit Verachtung auf die dramatischen Kämpfe im Osten, die nicht aus einer subjektiven Wahl resultierten, sondern zuallererst aus einer objektiven Situation. Ohne sich des Ausdrucks »westlicher Marxismus« zu bedienen, hatte dieser dem östlichen bereits den Rücken zugekehrt.

Wir sehen uns gezwungen, uns einige Fragen zu stellen: Wann begann sich die Kluft zwischen beiden Marxismen zu zeigen? Mit dem Aufkommen der Autokratie Stalins, wie Anderson meint? Und wenn sie sich im Gegenteil schon einen Tag nach der Wende von 1917 abgezeichnet hätte? Und wenn die ersten Risse schon damals entstanden wären, als die Einheit fester denn je schien, zementiert, wie sie war, durch die kollektive Empörung über das widerliche Blutbad des Ersten Weltkriegs und das kapitalistisch-imperialistische System, dem vorgeworfen wurde, ihn provoziert zu haben? Und wenn die Risse und die darauffolgende Entfremdung, außer auf die Unterschiedlichkeit der objektiven Situation und der kulturellen Tradition, auf die theoretischen und politischen Grenzen vornehmlich des westlichen Marxismus zurückgingen, jenem, der spitzfindiger und auf der akademischen Ebene versierter war?

Lang war der Weg bis zu jenem Manifest, mit dem Anderson die Überlegenheit eines westlichen Marxismus verkündete, der endlich von der erdrückenden Umarmung des östlichen Marxismus befreit war. Zum ersten Mal schien sich ein neues und herrliches Leben abzuzeichnen; in Wirklichkeit war es der Prolog auf den Selbstmord. Wir sind mit wichtigen, weithin unbekanntem Kapiteln der politischen und philosophischen Geschichte konfrontiert, die mein Buch rekonstruieren will, auch um nach den Aussichten auf eine Wiedergeburt des westlichen Marxismus auf neuer Grundlage zu fragen.